

Mit ist, als wären wieder In tiefer Winternacht Die alten Träume und Wieder Im Herzen aufgewacht.

Was ist auf Erden wirklich Dein? Nur Liebe kannst Du wirklich schenken Und allen denen, die Dich tranken, Ein volles, herrliches Verzeihn.

Der Mensch hat nichts so eigen, So wohl steht ihm nichts an, Als daß er Treu' erzeiget Und Freundschaft halten kann.

Du darfst Dich nimmer selbst verzeihen Im Schmerz, den Gott Dir zugeföhrt; Die eigne Wunde soll Dich heilen, Wie man des Nächsten Wunde heilt.

Wir, wir leben! Unser sind die Stunden, Und der Lebende hat Recht.

Ein Stiefkind der Gesellschaft.

Von Hans Weinhold.

In dem Salon, in jeder Familie pflegt man heute die schönen Künste, gleichviel ob mit o'— ohne Talent. Wer Hände hat und — das nöthige Kleingeld — spielt Klavier; wer nur ein wenig Summe und oft noch weniger Ohr hat, singt die Weise moderner Meister; bei allen größeren und kleineren Abendgesellschaften wird gemimt, und man wagt sich dreist auch an schwierigeren Sachen; also, wie gesagt, man pflegt die schönen Künste im Dienste der Gesellschaft, wie der Humanität zu „wohlthätigen Zwecken“.

Nur eine hohe Kunst steht verlassen, vernachlässigt draußen vor der Thür der Salons; kaum noch gebort Einer ihrer aus der fernem Jugendzeit, sie ist — aus der Mode gekommen.

Für jene hohe Vergessene möchte ich eine Lauge brechen, für das Stiefkind der Gesellschaft: die Declamation!

Warum pflegt man sie heute nicht mehr? Sind denn die hohen, erhabenen Worte unserer Dichterheroen weniger werth, als die Töne unserer Musiker, und ist die menschliche Stimme in der Sprache weniger modulirungsfähig, weniger wirksam, als beim Gesange? Ich bin weit davon entfernt, der Musik ihre vollgültige Berechtigung als Beherrscherin des Salons zu schmälern, doch meine ich, daß neben ihr auch der Recitation im Kreise der Gesellschaft ein Platz gebührt. Einmal wirkt für die Gesellschaft eine Abwechslung in den gebotenen geistigen Genüssen nur erfrischend; nicht emüdet mehr als Monotonie, und nichts greift die Nerven mehr an, als spannt mehr ab, als stundenlanges Anhören von Musik, zumal uns gesellschaftlich nicht immer Kunstleistungen, sondern oft recht Mittelmaßiges geboten wird. Das belebende Element in der Natur, wie im Menschensein, also auch in der Gesellschaft, ist der Wechsel. Dann ist aber auch der erzieherische Werth der Recitation nicht zu unterschätzen.

Gar oft werden dadurch längst vergessene Geisteskräfte wieder an's Tageslicht gezogen; der Geschmack am wirklich Schönen; der Sinn für Poesie wird gebildet und erhalten, und auf das Gemüth wirkt oft wunderbar dadurch gewirkt. Sollte nicht beispielsweise bei einer Vorstellung weit mehr an das Mitgefühl der Zuhörer appelliren, als ein beliebiges Musikstück?

Gut declamirt! Da ist der Einwurf, den ich von Ihnen, meine liebenswürdigen Leserinnen, erwartet habe. „Ja, wer kann denn das? — doch nur einige Wenige!“

Und darin muß ich Ihnen nun allerdings verpflichten, ein Jeder kann's nicht, und gerade die Declamation trägt keinen mittelmaßigen Dilettantismus, schon weil ihr jedes Fittlerthum, unterstühendes Weisheit fehlt. Da hilft keine noch so gewandte Zunge, wie bei der Musik große Fingerfertigkeit, wie bei der dramatischen Kunst lebhaftes Mimik, Anmuth der Bewegungen, raffinierte Toilette und künstlich unterstühete Schönheit! Da ist nichts als einfache Wahrheit, nichts als die Wirkung von Mund zu Ohr, von Herz zu Herzen! — Das ist die ganze große Kunst! Nur ein warm und wahr empfindendes Herz weiß jene Herzensworte zu finden, welche die Seele des Vortragenden sind und die, weil sie von Herzen kommen, auch zum Herzen gehen. Freilich gehört dazu noch eine melodische Stimme und eine edle Sprache.

Und welche eine Macht über die Menschenherzen, welche ein Zauber liegt in der Stimme, die aus einem warm empfindenden Menschenherzen kommt! Je einfacher, je naturwahrer die Declamation, je tiefer der Declamirer selbst den Geist der Dichtung empfindet, desto größer, ja elementarer wird die Wirkung auf die Zuhörer sein. Da ist auch nicht Einer, der sich ihr entziehen kann! Dazu bedarf es keines Verständnisses, nicht einmal der Bildung; auch das einfachste Gemüth versteht die Sprache des Herzens; sie läßt Saiten erklingen, die der Hörer selbst nie gekannt, oder die er längst verstimmt glaubt; sie wird erheben, rühren, ja selbst den Geist erheben können über alles Irdische!

Und diese hohe, edle, heilige Kunst laßt Ihr draußen vor Eurer Thür? Auf, öffnet die Thüren! laßt sie herein! Sie wird wahrlich nicht der geringste Schmutz der Gesellschaft werden!

— Gloffe, Geden ist festler, denn neymen! Das gilt besonders von Dichtern und — Dilettantenverfehlungen.

Herstellung des Christbaum-Schmudes.

Es blinkt und funkelt und glängt in dem dunkeln Grün des Christbaumes, als ob die silbernen Sternlein vom Himmel heruntergenommen und sich den Zweigen angehängt hätten. Aber sehr probalich löst sich das für die Kleinen geheimnißvolle Räthsel von den funkelnden Augen und Sternen am Weihnachtstbaume auf; sie kommen nicht vom fernem Firmament, das ewig von uns getrennt ist, sondern schießt und reißt aus dem allbetannten Thüringerland, aus den Berge und die Tannen ragen, aus dem im Thale reizend gelegenen Lauscha.



Ansicht von Lauscha.

Die Lauschaer verdienen wahren Dank, denn der prächtige Schmud unserer Christbäume ist dornemlich durch ihre Thätigkeit möglich. Sie sind tüchtige Glasbläser schon seit alterer Zeit und zudem erfindertisch, fleißig und geschickt. Wer das große, zu Meiningen gehörige Dorf durchwandert, merkt, daß hier ein origineller Menschenschlag wohnt, der sich noch manche Traditionen aus alter Zeit bewahrt hat. Man rühmt ihm Witz, leichtes Blut, Lebenslust und Gangeslust nach, und man rühmt noch ganz besonders, daß die Mädchen die schönsten im ganzen Thüringerlande seien. Der kleine Ort hat über 3800 Bewohner.



Waffen und Formen.

Schon frühzeitig haben in Thüringer Walde Glasbläser bestanden. In Lauscha, wo die alte und die faule Lauscha ineinander münden, wurde schon im Jahre 1595 eine Glasblütte durch schwäbische und böhmische Glasmacher gegründet. Die beiden Glasmeister Hans Greiner, genannt Schwabenhans, aus Schwaben und Christoph Müller aus Böhmen, beide Protestanten, die wegen ihres Glaubens ausgewandert, hatten die „Henriettenhütte“ benannt. Hätte zuerst oberhalb Lauscha im grüchlichen Pappenheim'schen Lande errichtet. Zwei Jahre später wurde die Hütte auf das Gebiet des Herzogs Johann Kasimir zu Sachsen-Coburg, der den Meistern am 10. Januar 1597 einen Erbbrief hatte ausstellen lassen, an die Lauscha verlegt. Man verfertigte Trinkteller und Augenscheiben, damals „Ochsenaugen“ genannt, aus



Ver spiegeln.

Sand von Steinheid, gebranntem Kupferstein aus Weimarsbrunn, sowie Potasche, die in der Hütte selbst bereit wird. Diese alte Lauschaer Hütte ist die Mutter fast aller thüringischen Glasblütten geworden. In Lauscha selbst sind gegenwärtig drei Hütten im Betrieb, und außerdem wird noch in der Form des Hausgewerbes wieder in Glas gearbeitet. Man verfertigt die verschiedensten Hohlglaswaaren, Perlen, Märbel, Kugeln, Blumen, Früchte, Spielwaaren und auch — künstliche Menschenaugen. Weit und breit sind diese Leistungen geschätzt, wie denn auch die Lauschaer Glasbläser von den Glasindustriellen anderer Bezirke und Länder als tüchtige Kräfte sehr gesucht sind.



Eintauchen in Stärkfabri-

ben. Wie der gläserne Christbaumschmud, die Hölzer oder farbige flimmernden Augen und veränderten Gesichte gefertigt werden, zeigen deutlich unsere Bilder. Die Augen werden geblasen, und zwar ist zur Speisung der Lampengläser für die Glaswaarenmacher eine Gasfabrik angelegt, von der auch die benachbarten Dörfer Ertzbthal, Zugschies und Reudaus am Rennsteig, wo man gleichfalls die Glasbläserei betreibt, herjort werden. So dünn

werden die Kugeln geblasen, daß ihre Wandung kaum stärker als Papier ist. Soll das Gebilde nicht die Kugelform behalten, so verleiht man ihm durch vorstehendes Eingießen der Wandung an vier symmetrisch gewählten Stellen oder durch irgend welche andere Manipulationen eine veränderte, meist laterneartige Gestalt.



Malen.

und der verwandten Gebilde fällt den „Malern“ zu, die diese Kunstarbeit mit wenigen Pinselstrichen vollbringen. Den Befehl bilden das Bestreihen von Oefen, das Sottieren und das Einpacken. Alle diese Arbeiten müssen ungemein sorgsam und mit leichter Hand ausgeführt werden, da die Waare zerbricht und sehr zerbrechlich ist. Mit Ausnahme des Malens, Formens und Ver spiegeln werden denn auch zu den übrigen Manipulationen fast ausnahmslos weibliche Kräfte herangezogen.



Anbringen der Oefen.

In Tausenden von Schächeln zieht der stimmernde, reizvolle Land, den die fleißigen Glasbläser und die emigen Frauen und Mädchen von Lauscha gefertigt, in das deutsche Land und in die Fremde. Die Gestalten und Formen dieses Flitterlands sind Legion. Es gibt da prächtige Kugeln, Krampferlen in Verspiegelung, Vergoldung oder farbigen Meferen, farbige verspiegelte Tannenzapfen und niedliche Glasvögeln mit



Die Ablieferung.

schillernden Flügeln; ferner bunte Fester in herrlichen Farben, zierliche Böschchen mit Blumen und Früchten, trystallene Eis- und Tannenzapfen, Sterne aller Art und vor Allem Kametta in Gold, Silber, Kupfer, Roth und Smaragdgrün.

Nichelmeier im Duf.



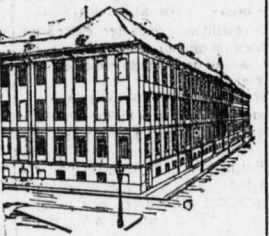
Dr. Goerd.

Goerd's Nachfolger als Generalstabarzt der Armee und Directoren der Anstalten sind auf dem von ihm vorgezeichneten Wege rüthig fortgeschritten. Besonders unter dem jetzigen Leiter der Anstalt, dem Generalstabarzt der Armee Prof. Dr. v. Coler, haben diese eine bedeutende Verbesserung erfahren.

v. Coler, geboren am 15. März 1831 zu Grünningen, genoh seine Fachausbildung auf der Anstalt. Anfolge seiner Auszeichnung im Kriege 1866 wurde er bereits im Jahre darauf in den preussischen Medicinalstab berufen und trat bei Gründung der Medicinalabtheilung des Kriegsministeriums in diese über, worin er seitdem verbleibt. Am 12. Februar 1889 wurde er als Nachfolger v. Lauer's Chef des Medicinalwesens, das er seitdem in allen Zweigen, persönlich wie sachlich,

Die Kaiser Wilhelm-Academie.

Die militärärztlichen Bildungsanstalten haben jüngst die Feier ihres 100jährigen Bestehens begangen. Ihre Errichtung ist auf den Vorschlag des Generalstabschirurgus Goerde zurückzuführen, welcher den König Friedrich Wilhelm II. bezog, im Jahre 1795 eine „chirurgische Peviniere“ in's Leben zu rufen. Der Zweck der Anstalt war, 50 der fähigsten jungen Lazarethchirurgen, die nach Beendigung des Rheinfeildzuges zur Entlassung kamen, unter der besonderen Leitung von drei Stabs- und vier Oberchirurgen in der Medicin und Chirurgie auf Staatskosten so auszubilden, daß sie im Kriegsfall sofort das wohlgehaltene Personal eines Feldlazareths liefern konnten. Die Veranlassung zur Gründung der Anstalt bot die Thatsache, daß die Militärärzte der unteren Chargen sich fast durchweg auf einer sehr niedrigen Stufe der Fachbildung befanden. Die für den Feldarzt so unentbehrliche Chirurgie wurde damals in deutschen Landen noch als Stiefkind behandelt. Sie war von der weit höher stehenden Medicin streng geschieden und fand nur an wenigen Orten des Reiches wissenschaftliche Pflege. Die Peviniere war die erste wissenschaftliche Anstalt, in der diese beiden, bisher getrennten Zweige von Goerde zielbewußt vereinigt wurden. Durch diese Errichtung hat sich Goerde daher nicht bloß für das preussische Militärärztlichenwesen, sondern auch für die Entwicklung der gesammten Medicin in Deutschland ein unvergänglich Verdienst gesichert.



Das Institut.

Als Prebigerich im Jahre 1750 in dem ostpreussischen Dörchen Sorquitten geboren, hat sich Goerde schon mit 39 Jahren die Anwartschaft auf die höchste ärztliche Stelle in der Armee, im Jahre 1797 endgiltig den Rang eines ersten Generalstabschirurgus erhalten. Während des Rheinfeildzuges von 1792 bis 1795 that er außerordentlich viel zur Hebung des noch sehr darniederliegenden Feldlazarethwesens und fand dabei Gelegenheit, den König, den Kronprinzen und hervorragende Generale für die immer dringender werdende Reform des chirurgischen Unterpersonals zu interessieren.

Auf der einmal genannten Grundlage der Peviniere weiter bauend, hat er, bei hervorragender organisatorischer Befähigung und einem weitaussehenden praktischen Blick, die Hebung des militärärztlichen Standes in Preußen zu seiner Lebensaufgabe gemacht. Schon im Jahre 1797 erfuhr die von ihm geleitete Anstalt eine eingehende Umgestaltung und die erweiterte Bestimmung, tüchtige Kräfte für das Heer zu liefern; nach Errichtung der Berliner Universität wurde die Peviniere im Jahre 1811 durch die medicinchirurgische Akademie für das Militär vermerkt. Bis zu seinem Tode im Jahre 1822 war Goerde unablässig bemüht, die von ihm geschaffenen Anstalten zu vervollkommen. So danken ihm diese aus ihrer jetzigen Wohngebäude in der Friedrichstraße 139 bis 141. Es wurde mit Genehmigung Friedrich Wilhelms III. im Jahre 1822 angekauft und zwei Jahre darauf bezogen. Bei der unmittelbaren Nähe der Universität befiht das Friedrich-Wilhelms-Institut (seit 1818 durch Friedrich Wilhelm III. so genannt) eine für das Studium außerordentlich günstige Lage. Ein wohlgepflegter alter Park bietet bis heute seinen Bewohnern im Mittelpunkt des Verkehrs der Reichshauptstadt Ruhe und Erholung.



Dr. Goerd.

Goerd's Nachfolger als Generalstabarzt der Armee und Directoren der Anstalten sind auf dem von ihm vorgezeichneten Wege rüthig fortgeschritten. Besonders unter dem jetzigen Leiter der Anstalt, dem Generalstabarzt der Armee Prof. Dr. v. Coler, haben diese eine bedeutende Verbesserung erfahren.

v. Coler, geboren am 15. März 1831 zu Grünningen, genoh seine Fachausbildung auf der Anstalt. Anfolge seiner Auszeichnung im Kriege 1866 wurde er bereits im Jahre darauf in den preussischen Medicinalstab berufen und trat bei Gründung der Medicinalabtheilung des Kriegsministeriums in diese über, worin er seitdem verbleibt. Am 12. Februar 1889 wurde er als Nachfolger v. Lauer's Chef des Medicinalwesens, das er seitdem in allen Zweigen, persönlich wie sachlich,

bedeutend gehoben hat. Den militärärztlichen Bildungsanstalten, der Pflanzschule des Nachwuchses für das Sanitätsofficiercorps, wandte er seine besondere Fürsorge zu und hat sie, unterstützt von dem Entgegenkommen der jeweiligen Kriegsminister, in jeder Weise thätig gefördert.



Dr. v. Coler.

Der Studiengang wurde unter ihm verbessert und vertieft, ohne dabei dem studentischen Geiste Zwang anzuthun. In dem seit 1884 errichteten besonderen Lehrgebäude fanden zweckmäßige Unterrichts- und Arbeitsräume, Laboratorien zu hygienischen, chemischen und bakteriologischen Untersuchungen Aufnahme. Diese sind mit den neuesten Hilfsmitteln der Technik ausgestattet und dienen nicht bloß zur Ausbildung, sondern häufig auch zur wissenschaftlichen Lösung der zahlreichen Aufgaben auf dem großen Gebiete der Armeehygiene und Heeresernährung. Die gleichfalls im Lehrgebäude untergebrachten umfangreichen Sammlungen der Anstalten, worunter namentlich die Sammlungen der triegschirurgischen Präparate, Instrumente und Modelle, sowie die großartige, fast 60,000 Bände umfassende Bibliothek hervorzuhellen sind, wurden durch v. Coler's Initiative in muster-giltiger Weise geordnet und auf die zweckmäßigste Art dem Studium zugänglich gemacht. Daneben förderte v. Coler die Pflege der Kameradschaft unter den Studirenden durch die seit fünf Jahren in's Leben gerufene Einrichtung beaglich ausgestatteter Erholungsräume (Cafino), die ihnen zur unbeschränkten Benutzung freistehen. In der Oberleitung der Anstalten wird v. Coler durch den Subdirector, Generalarzt I. Klasse Dr. Grassnid, unterstützt. Letzterer überwacht die wissenschaftliche Ausbildung und die Verwaltung der Sammlungen.



Dr. Grassnid.

Von den 264 Studirenden der Anstalten sind 207 im Institut untergebracht; 57, die sogenannten Akademiker, wohnen außerhalb des Hauses. Die Ausbildung in allen Zweigen der medicinchirurgischen Wissenschaft erfolgt in gleicher Weise wie die der Studirenden der Universität, nur mit dem Unterschied, daß, um der Zerstückelung vorzubeugen, ein bestimmter Studienplan eingehalten wird und, mit Ausnahme der Staatsprüfungen, die seit dem Jahre 1825 für Militäre wie Civilärzte völlig die gleichen sind, der Staat sämtliche Kosten bestreitet. Außerdem gewährt die Anstalt ihren Studirenden nach Beendigung der Studien ein volles Jahr lang praktische Unterweisung am Krankenbett in dem Chirurgenkrankenhaus. Jährlich treten etwa 60 Studirende als Unterärzte in die Armee.

Aber nicht bloß dem Heere, sondern auch der deutschen Wissenschaft haben die Anstalten seit ihrem Bestehen bis in die Gegenwart eine stattliche Reihe hervorragender Jünger geliefert. Unter diesen seien, aus älterer Zeit stammend, nur die Namen Weichert, v. Helmholz, Strahow, v. Wundel, Leyben und Rothmann, der neueren Zeit angehörig die von Gaffky, Veffler und Webring hervorgehoben.

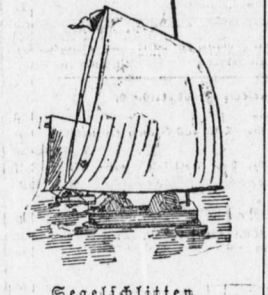
Die beiden militärärztlichen Bildungsanstalten wurden an ihrem 100-jährigen Ehrentage laut königl. Cabinetsordre zu einer Anstalt unter dem Titel „Kaiser Wilhelm-Academie für militärärztliche Bildungsanstalten“ vereinigt.

— Unbedacht. Onkel (mit feinem Nefen die Stadt ansiehend): „Aha, das städtische Leihhaus... hast Du auch schon etwas hierhergebracht?“ — „Wo denkst Du hin, Onkel... höchstens etwas zurückgeholt!“ — Tipp für Topp. Mr. B.: „Du gibst Dir augenscheinlich große Mühe, wie ein Mann aufzutreten, scheinst es mir!“ — Mrs. B.: „Nun, glaubst Du nicht, daß wir einen in der Familie nöthig hätten?“ — Grob. Junge Dame: „Ich möchte nur wissen, warum Ohnen immer mit einer Fackel abgeholt wird?“ — Herr: „Wahrscheinlich, weil er den Leuten, die sich vorerathen wollen, immer warm macht!“ — Eine unnobbe Wohnung. A.: „Warum habst Du die Wohnung nicht genommen, die ich Euch empfohlen?“ Brob: „Meine Frau hat nicht gewollt! Die Wohnung ist neben der Oper und da könnte sie nicht einfahren in der Equipage!“

Wintersport.

Versehene Wälder und Felser, blinkende Eisflächen auf Flüssen und Seen, starrer Frost und dazu die liebe Sonne, die läßt vom Himmel herabschneit — ein Winterbild ist es, wie es schöner kaum gedacht werden kann. Also frisch die Schlittschuhe, die Schneeschuhe und die Schlitten herodgeholt.

Den Schlittschuhen sind als Mitbewerber um die allgemeine Gunst die Schneeschuhe erwachsen. Ein prächtiges Vergnügen ist es, auf diesen Schuhen dahinzufahren mit einer Sprungkraft, daß sich bei einiger Uebung Sprünge bis zu 20 und 25 Yards machen lassen. Im Norden Amerikas und Europas sieht das Schneeschuhlaufen bei Alt und Jung, Männern und Frauen hoch im Gunt.



Segelschlitten.

Wer aber auf Schlitt- und Schneeschuhe verzichtet, der mag, wenn er an großen Eisflächen wohnt, dem Sport mit Segelschlitten huldigen. Mit besonderer Eile fliegen die originell gebaute Boote vor dem Winde dahin. Sie reizen vorn, wo sie breit sind, auf zwei Rufen, hinten jedoch, wo sie schmal sind, nur auf einer einzigen Rufe, die drehbar ist und als Steuer dient. Raubtätigkeit und Erfahrung gehört dazu, das Boot durch das Stollen des Segels und des Steuers richtig und ordnungsgemäß zu lenken. Nur auf großen Eisflächen, wo nicht die Gefahr vorliegt, in offenes Wasser zu geraten, kann dieser Sport betrieben werden. Wer ihn gelibt hat, weiß ihn zu schätzen, zumal da die Geschwindigkeit der Fortbewegung bei günstigen Winde und schönem Eise noch jene eines Bligzuges übertrifft.

Seelöwen in Gefangenschaft.

Der Zoologische Garten der Stadt Köln erfreut sich einer seltenen Reichhaltigkeit; eine sonderbare Attraktion auf die Besucher übt das Seelöwenbassin, mit fünf Seelöwen und einigen Seehunden aus. Das Bassin ist 90 Fuß lang und 20 Fuß breit. Seine Entleerung nimmt 3 1/2 Stunden in Anspruch und erfolgt im Sommer jede Woche einmal, im Winter nach längeren Zeiträumen. An seiner Rückseite erhebt sich ein aus Dolomitgestein errichteter 30 Fuß hoher Felsen, in dem unten einige Stellungen eingerichtet sind, worin die Inzassen des Beckens in kalten Wintermächten oder beim Anlassen des Wassers Unterkunft finden. Die tägliche Fütterung der Thiere, die dann jedesmal ein weißes Schaalendes, dem Ohr nicht gerade wohlthuendes



Fütterung der Thiere.

Gebrüll ertönen lassen, laßt regelmäßig eine große Anzahl von Zuschauern herbei. Es ist aber auch wirklich äußerst interessant, wie behende und gewandt die so plump und schwerfällig aussehenden Seelöwen sich zuerst unter schlängelnden oder hüpfenden Bewegungen den steilen Felsenspfad hinaufwinden, um oben angelangt, die vom Wärter alsdann in das Wasser geworfenen Fische durch einen mächtigen Sprung vom Felsen in das Bassin, worin sie alsbald untertauchen, zu ergreifen. Wie der Blick schießen die Thiere durch die Fluß, mitunter fersengerade aus dieser emporstachend, um sich mit erstaunlicher Leichtigkeit auf den Rand des Bassins zu schwingen und die Fische aufzufangen, die der Wärter dann dorthin schleubert. Im Nu ist so ein Fisch in ihrem Maule verschwunden; erwachsene Seelöwen brauchen täglich gegen 30 Pfund Fische zu ihrer Ernährung. Fröhliche Versammlungen sind gänzlich; von Seelöwen werden ihnen gegeben: Seehelken, Sutteln und Schellfische, dann Herme und Stinte, welche die Thiere am liebsten fressen.

— Wie die Alten Jungen. „Du, Marie, spielen wir Water und Vutter!“ — „Ja! fang' Du an!“ — „Ach, hätt' ich doch nie geahnt!“ — A Kinder münd. Der kleine Karl (welcher im Herbst eine Reife von Bäumen fest): „Nicht wahr, Wasmachen, zum Winter werden die Bäume verlehrt in die Erde gestekt?“

Eine kleine Verwechslung.



Herr Lieutenant von Zappenbort schickt Hansen mit zwei Schachteln fort.

„Die erste hier, mer! Dir's genau, Bringst Du sofort der gnädigen Frau von Dippelsbach und dann die zweite Dem Schneidermeister Gabelweide. Nun mach' mir keine Confusion, Sonst holt der Teufel Dich, mein Sohn.“



Der wadere Burche salutirt: „Befehl'n, Herr Lieu'nant!“ Und marschirt Zur gnädigen Frau von Dippelsbach, Sagt zu der Jungfer „Guten Tag,“ Und weil es gar ein schmaudes Kind, Postirt er ein bißchen er geschwind, Gibt dann die eine Schachtel ab Und legt zum Schneider sich in Trab. Bald ist auch hier er angelangt. Der brave Schneidermeister dankt, Gibt Hansen einen Schnaps zum Lohn, „Mein Compliment dem Herrn Baron!“



Fort eilt der Hans. Der Schneider macht Die Schachtel auf. Ha, wie er lacht! Ein wundervoller Blumenstrauß Quillt aus dem Innern ihm heraus.



Doch anders ging es leider, ach! Bald bei der Frau von Dippelsbach, O, Hans, was für ein böser Streich! In Dummheit fällt die Dame gleich, Denn in der Schachtel dort, — wech! — liegt schwarz und schwer, Du Erzju-

— Die gute Frau ist gottenbrami, — Die Hofe des Herrn Lieutenant.

O Hans, was bist Du für ein Strick! Die Jungfer selbst verhält den Blick!



Herr Maier: „Wie, mein Fräulein, Sie weisen meinen Heirathsantrag zurück?“ — „Ja reizt Sie denn das — „Madame Maier“ nicht?“



Gute Antwort. „Wenn Du erst in meinem Alter bist, so ist es immer noch Zeit, an einen Mann zu denken, mein Kind!“ — „Ja, an einen zweiten!“ — Genialität geht oft mit Charakterlosigkeit Hand in Hand.